

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 92 (1998)
Heft: 3

Artikel: "Ich baue am Dom"
Autor: Meier, Margrit
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-144096>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ich baue am Dom»

Denn: Das Himmelreich ist einem Hausherrn gleich, der in der Frühe ausging, um Arbeiter für seinen Weinberg anzuwerben. Er einigte sich mit den Arbeitern auf einen Tageslohn von einem Denar und schickte sie dann in seinen Weinberg. Als er um neun Uhr wieder auf den Markt kam und dort andere untätig herumstehen sah, sagte er zu ihnen: «Geht auch ihr in meinen Weinberg. Ich will euch dann geben, was recht ist.» Und sie gingen hin. Dann kam er nochmals um zwölf und um drei Uhr und verfuhr in derselben Weise. Als er um fünf Uhr kam, fand er andere herumstehen und sagte zu ihnen: «Was steht ihr hier den ganzen Tag untätig herum?» Sie entgegneten: «Uns hat niemand angeworben.» Da sagte er: «Dann geht auch ihr in meinen Weinberg!»

Als es dann Abend geworden war, sagte der Herr zu seinem Verwalter: «Rufe die Arbeiter und zahle ihnen ihren Lohn aus, angefangen bei den letzten bis hin zu den ersten!» Da traten die um fünf Uhr Angeworbenen heran und empfingen je einen Denar. Und als die ersten an die Reihe kamen, dachten sie, sie würden mehr bekommen; doch auch sie erhielten das gleiche: je einen Denar. Als sie den bekamen, begehrten sie auf gegen den Herrn und sagten: «Die letzten hier haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleichgestellt, die wir die ganze Last der Tagesarbeit und die Hitze getragen haben!» Er antwortete einem von ihnen: «Freund, ich tue dir kein Unrecht. Hattest du dich nicht auf einen Denar mit mir geeinigt? So nimm deinen Lohn und geh! Doch es ist mein Wille, diesem letzten hier das gleiche zu geben wie dir! Sollte es mir nicht freistehen, mit meinem Eigentum zu machen, was ich will? Oder schaust du so böse drein, weil ich so gütig bin?» So werden die Letzten Erste und die Ersten Letzte sein.

Matthäus 20, 1–16

Als Europa eine seiner berühmten Kathedralen baute, wurden drei Steinmetze nach ihrer Arbeit gefragt. Der erste antwortete: «Ich behaue den Stein.» Der zweite antwortete: «Ich verdiene Geld.» Der dritte aber sprach: «Ich baue am Dom.»

Drei Antworten auf ein und dieselbe Frage. Auf die Frage, was Arbeit ist. «Ich behaue den Stein.» Arbeit als Fähigkeit, die zum Ausdruck gebracht wird. Statt «Ich behaue den Stein» könnte eine Person sagen: «Ich schreibe Computerprogramme.» Oder: «Ich pflege kranke Menschen.» Oder: «Ich unterrichte an einer Schule.» Es sind Fähigkeiten gefragt bei der Arbeit. Und es ist ein ganz besonderes Glücksgefühl, wenn es möglich ist, bei der Arbeit eigene, individuelle Fähigkeiten auszudrücken, seien das Muskelkraft, Intuition –

oder sei es soziale Kompetenz. Ein Postautochauffeur erzählte mir kürzlich, es sei sein Stolz, jeden, der bei ihm ins Auto steige, zuvor freundlich zu begrüßen. Das ist soziale Kompetenz.

Wenn wir uns fragen, wie viele Möglichkeiten die heutige Arbeitswelt den in ihr Tätigen zur Entfaltung ihrer individuellen Kompetenzen einräumt, dann fällt die Antwort ernüchternd aus. Teilweise scheinen Menschen chronisch überfordert, teilweise chronisch unterfordert im Hinblick auf ihre Fähigkeiten zu sein. Der Mensch, der seine Fähigkeiten ganzheitlich ausdrückt – das erscheint mehr als Utopie denn als Wirklichkeit.

Möglicherweise ist uns abhanden gekommen, dass das überhaupt ein Ziel des menschlichen Tuns sein könnte. Die Wis-

senschaft der Nationalökonomie hat das Ihre zur Verwirrung der Geister beigetragen. Der homo oeconomicus betrachtet Arbeit – welcher Art auch immer! – als lästige Mühe (aus Sicht der Arbeitenden) respektive als reinen Kostenfaktor (aus Sicht der Unternehmung).

Das mentale Komplott zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber erscheint perfekt: Der erstere ist nur zur Arbeitsleistung bereit, wenn er dafür einen Lohn erhält; der letztere ist zur Bezahlung eines Arbeitsplatzes und eines Lohnes bereit, solange ihm nicht eine Maschine oder ein Roboter das Arbeitsergebnis billiger liefert. Beide sind sich scheinbar einig: Arbeit ist Handelsware. Es ist tragisch, dass die Nationalökonomie bis heute die Grenzen ihrer eigenen Betrachtungsweise nicht durchschaut.

Wäre der homo oeconomicus ein Naturgesetz, so müsste die Menschheit längst ausgestorben sein. Denn welcher homo oeconomicus – die Frauen sind in solchen Denkmodellen immer entweder ausgeblendet oder mitgemeint –, welcher homo oeconomicus wäre bereit, seine besten Lebensjahre ganz oder teilweise mit der Schwer- und Schwerstarbeit des Kindergebärens und der Kindererziehung zu verschwenden, wenn doch damit erwiesenermassen in der Regel kein Rappen Lohn zu holen ist. Welcher intelligente Mensch würde denn je in einem Kirchenchor mitsingen und sich der strengen Probenarbeit dieser Chöre unterwerfen, wenn am Ende nur der Dank des Pfarrers, aber kein Geldschein in einer Lohntüte winkt? Ich lasse auch nicht gelten, wenn gesagt wird, was Spass macht, müsse nicht bezahlt werden. Lohn sei der Entgelt für Arbeit, die mühselig sei. Denn das würde heissen: Je mühseliger, desto mehr Lohn.

Weit gefehlt, wenn wir die Liste der wirtschaftlichen Spitzenverdiener Revue passieren lassen. Überdurchschnittlich unglücklich scheinen sie nicht zu sein, die da an der Spitze ihrer Unternehmungen stehen.

Wer Lohn bezieht und wer nicht – und wer viel davon bezieht und wer nicht –, dürfte kaum zwingender Ausdruck eherner

ökonomischer Gesetze – sozusagen Naturgesetze – sein. Vielmehr ist es simpler Ausdruck gesellschaftlicher Machtverhältnisse – im Klartext: patriarchaler Machtverhältnisse – und gesellschaftlicher Werturteile.

*

«Ich verdiene Geld.» Das sagt der zweite Steinmetz. Er könnte auch sagen: «Ich bin ein vollwertiges Mitglied der menschlichen Gemeinschaft und verdiene mir mein Brot selber.» Damit sind wir beim dunkelsten Punkte unseres Wirtschaftssystems angelangt. 800 Millionen Menschen sind weltweit ohne Erwerbsarbeit, wenn wir uns auf die Statistiken der Internationalen Arbeitsorganisation IAO stützen. Allein in Europa sind es 30 Millionen Menschen, die sich gerne ihr Brot selber verdienen würden, aber auf der vergeblichen Suche nach einem Arbeitsplatz sind. In der Schweiz sind 175 000 Arbeitslose bei den Arbeitsämtern eingeschrieben, was 5 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung entspricht. Nicht mitgerechnet in dieser Statistik sind die vom System bereits ausgesteuerten Arbeitslosen, die gar nicht mehr damit rechnen, eine Arbeit zu finden. Ein Drittel der registrierten Arbeitslosen gilt als langzeitarbeitslos, sucht also seit mehr als einem Jahr vergeblich eine Stelle.

Arbeitslosigkeit ist für die Person, die sie trifft, nicht mehr und nicht weniger als ein persönliches Unglück. Der Phase des Schocks folgt in der Regel forciert Optimismus: «Ich mache das Beste aus meiner Situation. Ich finde sofort wieder eine Stelle, vielleicht sogar eine bessere als die alte.» Die Stellensuche beginnt. Wer nicht monatlich seine 10 Stellenbewerbungen abschickt, gilt beim Arbeitsamt bald einmal als verdächtig und riskiert die teilweise Einstellung der Taggelder. Die Bewerbungen bei den Personalchefs türmen sich. Und dann? Dann flattern den Arbeitslosen die Absagebriefe ins Haus, Formularbriefe mit dem Ende: «Wir wünschen Ihnen anderweitig alles Gute.» Die psychischen Wirkungen sind verheerend. Optimismus

wandelt sich in Resignation und Selbstzweifel – mit der Zeit gefolgt von Depression, Apathie und psychosomatischen Leiden.

Arbeit bestimmt unsere Identität und unseren Selbstwert als Mensch. Ohne Arbeit gibt es kein Prestige und keinen ehrenvollen Platz in unserer Gesellschaft. Es ist ja nicht so, dass diese Gesellschaft mit Fingern auf Arbeitslose zeigen müsste, ob schon manche Menschen der Versuchung offenbar nicht widerstehen können. Ein hohes Arbeitsethos zu haben, ist nicht das Privileg derjenigen, die das Glück haben, im Erwerbsleben zu stehen. Dieses Arbeitsethos haben durch Erziehung und Gesellschaft auch jene Menschen verinnerlicht, welche zufällig gerade arbeitslos sind. So kommt es denn, dass Arbeitslose sich in den Tiefen ihrer Psyche selbst verurteilen, sich schämen und als Versager betrachten.

Es erscheint im wahren Wortsinn als *verrückt* und ist doch alltägliche Realität: Da hat unsere Schweizer Wirtschaft über 200 000 Arbeitsplätze zuwenig, um allen Menschen Arbeit zu bieten – und da fühlen sich 200 000 Menschen als ganz individuelle Versagerinnen und Versager, weil die Arbeitslosigkeit zufällig sie getroffen hat. Wer arbeitslos ist, lebt an einem auf Dauer lebenswichtigen Bedürfnis vorbei: dem Bedürfnis, die eigenen Leistungen von der Aussenwelt bestätigt zu erhalten.

Seit 20 Jahren hat das westliche Wirtschaftssystem in der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit versagt. Dass das gleiche System aus der Krise und Depression der 30er Jahre hinausführte, ist kein Grund zur Freude. Das gigantische wirtschaftliche Beschäftigungsprogramm, welches dies vollbrachte, höhnt die Ohren. Es nennt sich Zweiter Weltkrieg.

Es ist höchste Zeit, um über ein neues Wirtschaftssystem nachzudenken. Ein Wirtschaftssystem, das nicht Krieg gegen Natur und Menschen führt und diese Erde nicht als einen Ort gnadenloser Ausbeutung betrachtet. Das Wirtschaftsmodell der zügellosen nimmersatten Gier ist keine Zukunftsvision. Wenn das Leben auf der

Erde weiterbestehen will, so wird früher oder später ein Wirtschaftssystem Platz greifen müssen, das sich durch mehr Respekt gegenüber Mensch, Tier und Pflanze, aber auch gegenüber Luft, Wasser und Erde als Elementen einer lebendigen Umwelt auszeichnet.

Ich habe keine Rezepte für ein solches System zu bieten. Aber ich bin tief überzeugt davon, dass Arbeitszeitverkürzungen ein Schritt in die richtige Richtung sind. Nicht nur, weil sie es erlauben, in einer stagnierenden oder langsam wachsenden Wirtschaft wie der schweizerischen die verbliebene Erwerbsarbeit auf mehr Hände und Köpfe zu verteilen. Ich glaube besonders auch daran, dass mehr Musse und Freizeit uns unserem Lebenssinn näherbringen.

*

«Ich baue am Dom», sagt der dritte Steinmetz. Was für Zeiten müssen das gewesen sein, als Europa noch Kathedralen baute und ein Steinmetz den Sinn seiner Arbeit darin sehen konnte, zu einem grossen Werk beizutragen, dessen Ende er unter Umständen gar nicht mehr erlebte, das aber die Zeiten überdauern würde. Welch ein Glück – eine Arbeit mit Sinn! Die Suche nach dem Sinn entspringt tiefster menschlicher Sehnsucht. Es gibt eine Weisheit, die besagt, dass jeder Mensch dreimal im Leben seinem Engel begegne. Dem Kind begegnet der Engel als Schutzengel. Dem Heranwachsenden begegnet der Engel in Gestalt eines Geliebten oder einer Geliebten, die sein Herz öffnet. Dem reifgewordenen Menschen begegnet der Engel als *Aufgabe*. Das Wort besagt, dass etwas aufzugeben ist, um in diesem Lebensstadium dem Engel zu begegnen. Vielleicht ist es das Aufgeben einer für die erste Lebenshälfte nützlichen Illusion.

In einem alten Totenritual wird die Frage gestellt, ob denn die verstorbene Person ein Kind auf die Welt gestellt, ein Buch geschrieben oder einen Baum gepflanzt habe. Ob sie, mit anderen Worten, das Geschenk des Lebens weitergegeben habe. Ein Kind, ein Buch, ein Baum stehen hier stellvertre-

tend für die Suche nach dem Sinn. Andere weihen ihr Leben dem Dienst der Kirche und damit einem grösseren Ganzen. Wieder andere widmen ihre Lebensarbeit der Musik und tragen das Ihre dazu bei, um Schönheit und Harmonie in der Welt zu vermehren. Oder es gehen Menschen mit idealistischen Motiven in die Politik. Wieder andere leisten Aufbauarbeit in der Dritten Welt.

Meist braucht es Erschütterungen und Krisen, um zu erkennen, dass diese Art der Sinnsuche in einer hehren Aufgabe letztlich eine Fata Morgana ist. Wie sinnarm müsste sich sonst die Arbeit einer Fabrikarbeiterin an der Textilmaschine oder einer Frau, die gegen Entgelt Toiletten reinigt, dagegen ausnehmen. Um ja nicht missverstanden zu werden: Es geht nicht um die Daseinsberechtigung, ja hohe Notwendigkeit dieser Tätigkeiten. Die Kirche braucht die Verkündigung, die Welt braucht schöne Konzerte, und ohne idealistisch gesinnte Politisierende wäre die Politik noch mehr ein Greuel, als sie es gemeinhin ist.

Die nützliche Illusion, die es irgendwann im Leben hinter sich zu lassen gilt, ist diese, dass der eigene Lebenssinn an eine Institution – und sei sie noch so bedeutend –, an eine Ideologie oder an einen äusseren Lebenszweck delegiert werden kann. Das Kind – bzw. die Identifikation mit der eigenen Mutter- oder Vaterrolle, das Buch – bzw. die Identifikation mit dem Glauben an die eigene intellektuelle Potenz – und der Baum – die Identifikation mit dem *Sich-für-andere-nützlich-Machen* – müssen irgendwann als Illusion hinter sich gelassen werden. Die Suche nach dem Sinn geht tiefer.

Auf der Suche nach dem Sinn sind die Kreuzritter in das Heilige Land gefahren, um es den Ungläubigen zu entreissen. Wir als ihre Nachfahren müssen heute erkennen: Sie haben sich geographisch geirrt. Das Heilige Land ist überall. Es ist überall da, wo wir den Boden heiligen, auf dem wir stehen. Dieser Dom, an dem mitzubauen unsere grösste Sehnsucht ist, befindet sich nirgendwo. Und er befindet sich überall. Der Dom ist die Welt. Die ganze Welt.

Völlig unterschiedslos. Wir müssen nur die Augen aufmachen.

Der Lohn für die Mitarbeit am Dom – und im biblischen Gleichnis: für die Mitarbeit im Weinberg – beträgt genau 1 Denar. Unabhängig davon, wann uns der Ruf erreicht, im Weinberg zu arbeiten. Die Berechnung dieses Lohnes erfolgt aufgrund einer Lohnskala, die uns einesteils befremdet, auch wenn wir sie andererseits als Ausdruck einer höheren Gerechtigkeit erahnen können. Es ist die Lohngerechtigkeit des «Himmelreiches», auf das sich Vers 1 von Matthäus 20 bezieht. 1 Denar ist 1 Denar. Arbeit im Weinberg ist Arbeit im Weinberg, auf Hitze und die Last des Tages kommt es offenbar nicht an.

Jetzt bleibt als letzte Frage noch zu klären, wo dieses Himmelreich sich geographisch befindet. Als Nichttheologin darf ich eine Legende zu Rate ziehen: In den Anfangszeiten der Menschheit soll Gott regelmässig unter den Menschen erschienen sein und mit ihnen geplaudert haben. Bis ihm eines Tages die ständigen Nörgeleien der Menschen an der Schöpfung so gründlich auf die Nerven gingen, dass Gott beschloss, sich in ein sicheres Versteck zu begeben. Bloss: Welches Versteck ist vor Menschen sicher? Guter Rat war teuer, denn es war abzusehen, dass die Menschheit eines Tages die Raumfahrt erfinden würde. Distanz vor den Menschen, und wäre sie noch so gross, war keine Lösung. Und so kam es, sagt die Legende, dass Gott sich im Herzen der Menschen versteckte. Hier harrt er der Entdeckung. Suchst du Gott, so öffne dein Herz.

(Ansprache zum Thema «Arbeit» am Kirchensonntag, 1. Februar 1998, in der Stadtkirche Biel)